

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 30. — Sonntag, den 31. Juli 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Nachklänge zum Schlettaufer Heimatfest.

Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergözte,
Doch nie, was meine Heimat mir ersetzte.

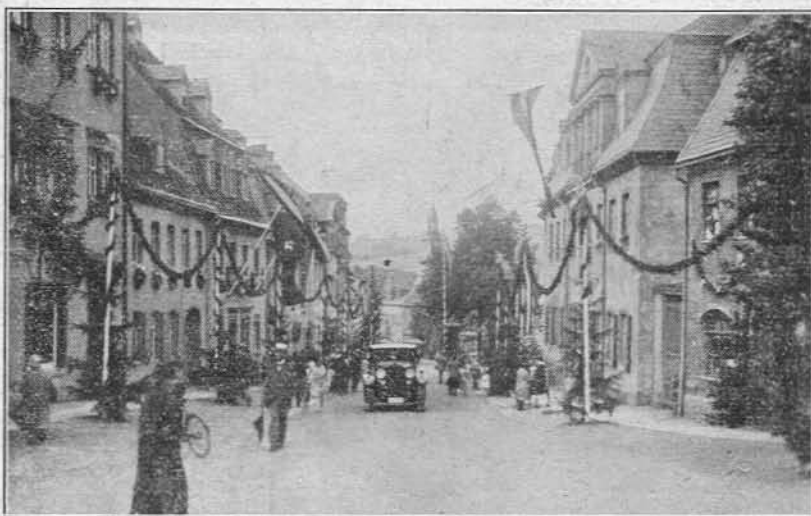
Dies schöne Wort kam wohl vielen Schlettauern, die seit Jahrzehnten fern weilen und eine zweite Heimat gefunden haben, so recht zum Bewußtsein, als sie das Heimatfest mit erleben durften. Wie erwachte auf einmal die Sehnsucht, als die Heimat rief zu einem großen Familienfeste. Gern und freudig ergriff die Hand den Wanderstab; und war der Weg auch noch so schwer, galt es doch, ins goldne Jugendland zu schweifen, dorthin, wo des Lebens starke Wurzel ruht.

Wir waren nun daheim, des Festes Hochflut ist verstrichen, ins Alltags Einerlei sind wir zurückgekehrt. Des Stillgedenkens farbensatten Strauß haben wir mit hinausgenommen, das Gedenken an die köstlichen und froh verlebten Wiedersehensstunden, die uns die alte liebe Heimat bereitet hat. Ja, solche Festtage mit ihren Freunden, die auch ein trüber Himmel nicht schmälern konnte, müssen in uns unvergänglich bleiben und unverwischbare Eindrücke schaffen.

Der Verlauf des Festes ist in der D. Z. für alle Zeiten niedergeschrieben und gehört der Geschichte an. Es sei mir aber gestattet, hier wiederzugeben, was wir vielen in aller Herren Länder verstreut wohnenden Schlettauern in der alten Heimat empfunden haben. Zunächst waren es unsre Heimatblätter, die den Boden für das Fest recht gut vorbereitet haben. Wer diese Blätter mit Aufmerksamkeit und mit Interesse gelesen hat, der fand heraus, wie reich an Geschichte, wie sagenumwoben die tausend Jahre alte Stadt Schlettau doch ist. Was wir aus diesen Niederschriften jetzt noch geschöpft haben, war uns in der Jugendzeit völlig verschleiert geblieben. Umso mehr ist es Herrn Schuldirektor Thomas und seinen zahlreichen getreuen Mitarbeitern zu danken, daß es ihnen gelungen ist, die Stadt mit ihren Gesilden näher zu erforschen und diese herrlichen Erfolge der Nachwelt überliefern zu können. Ja, hätten auch wir in unserer Jugend schon solche Schätze bergen dürfen, so wäre man früher oftmals

an alten ehrwürdigen Punkten der Stadt und der Umgebung stehen geblieben und hätte die Heimat noch viel mehr zu schätzen und lieben gewußt. Was kann das und jene alte Haus der Stadt, das Rathaus, das alte Schloß, die Zschopau und das Weichbild der Stadt nicht alles aus der großen Vergangenheit erzählen! Als es aber zur Wirklichkeit wurde, daß

man dem Ort, wo einst die Wiege stand, wo wir voller Lust gespielt haben, wo wir der Kindheit Weihnacht feiern durften, sich näherte und schon von weitem den alten ehrwürdigen Kirchturm, der das Städtchen beherrscht, grüßen sah, da ging einem das Herz auf und man mußte sich glücklich preisen, noch eine Heimat zu haben. Wie steigerte sich aber die Freude, als man schon beim Verlassen des Eisenbahnzuges alte Bekannte wieder sah und uns das erste „Willkommen!“ entgegengerufen wurde. Ins Staunen wurden wir versetzt, als wir dann ins



Das festlich geschmückte Schlettau.

Blick von der Schwarzenberger Straße nach dem Rathaus.

Städtchen einzogen. Ja, vieles ist anders und wir sind älter geworden. So manches Auge feuchtete sich und geschwind schwebte die Erinnerung zurück an all das, was längst vergessen schien, als am Sonnabend in zwei großen Kommerzen die Stadtväter wie in einer großen Familie so eindrucksvoll und tiefsinnig zu ihren Kindern von der „Muhme“ erzählten,

als man noch viele alte Schlettauern „Typen“ wiedersehen und begrüßen und so manchem Schulkameraden, mit dem man auf gleicher Bank gesessen, die Hand reichen konnte. Das waren die schönsten Stunden, die uns schlugen und die eine Wunderbrücke erstehen ließen vom Einst zum Jetzt.

Traten wir am Sonntag Morgen heraus die Straße entlang und lenkten die Schritte durch das ganze Städtchen, so wurden wir uns bewußt, mit welcher Liebe und mit welcher unermüdeten Fleiß gearbeitet worden ist, um die heimatlische Scholle so

eindrucks- und geschmackvoll wie möglich herzurichten. Ganz besonders überraschten das neu errichtete Stadtviertel am „Beuthengraben“, die neue Parkanlage mit Teich, die prachtvollen gärtnerischen Anlagen auf verschiedenen Plätzen der Stadt, die vorzüglich in Stand gesetzten Straßen und nicht



Die Darsteller des Paul Thomas'schen Heimatfestspiels „Der silberne Vogel“.

zuletzt die schmutzen Häuser und Häuschen; ob diese nun im Herzen der Stadt, am „Anger“, auf der „Hinnern Gass“ oder in der „Binnenstadt“ stehen, sie alle haben dazu beigetragen, der Stadt nicht nur ein festliches Gepräge zu geben, sondern auch für alle Zeit hinaus den Ruhm der Stadt Schlettau, ein sauberes gebirgisches Städtel zu sein, zu befestigen. Aber auch Schule und Kirchengemeinde sind in den letzten Jahrzehnten nicht müßig beiseite gestanden. Hier ist mit gleichem Eifer gearbeitet worden, wovon der Ausbau des Schulwesens, die Errichtung des Kinderheimes, die innere Erneuerung des Kirchgebäudes, die Modernisierung des Friedhofes durch die Kirchengemeinde und anderes bestes Zeugnis ablegen. Kurz, wohin das Auge schweift, überall Zeichen des Fortschritts.

Wenn nun das Stadtoberhaupt in einem Willkommensgruß gesagt hat: „Wir sind auf Kritik gefaßt“, so muß heute zusammenfassend gesagt werden, daß Schlettau einer scharfen Kritik wohl standhalten kann. Wir auswärtigen Schlettauer sind jedenfalls stolz darauf, ein so fortschreitendes Städtchen unsere Vaterstadt nennen zu dürfen! Und wenn wir all die Darbietungen, die uns gleichfalls überraschten, insbesondere das Festspiel, die kirchliche Feier mit ihrem prächtigen musikalischen Programm und der ergreifenden Festpredigt des Herrn Pfarrers Bitterlich, den Festzug, die Illumination und das Feuer-

werk nochmals im Geiste an uns vorüberziehen lassen, so muß man ausrufen: Die „Muhme“ hat Großes an ihren Kindern getan, sie hat Fäden gesponnen nach allen Richtungen der Welt und es ausgezeichnet verstanden, die Liebe zur Heimat zu vertiefen. Ihr sei dafür herzlichst gedankt!

Berthold Estel, Delsniz i. E.

* * *

Vorstehenden Nachklang veröffentlichen wir als Echo der Schlettauer Festtage mit umso größerer Freude, als er aus dem Herzen und der Feder eines sehr geschätzten Mitgliedes der sächsischen Presse stammt, zu deren Wortführer sich hier der Inhaber des „Delsnizer Volksboten“ (Delsniz i. E.) in äußerst treffender und aner kennenswerter Weise macht. Auch von vielen anderen Seiten sind uns als Heimatblatt gegenüber Anerkennungen in schriftlicher und mündlicher Form gemacht worden, die sich durchweg über die glänzenden Vorarbeiten und den ganzen Aufbau des Programms in bewundernder Weise geäußert haben.

Bei dieser Gelegenheit weisen wir erneut auch darauf hin, daß die Festnummer und die Berichte der D. Z., die in außerordentlich hoher Anzahl verlangt wurden, nach wie vor, sowohl durch unseren Schlettauer Vertreter, M. Hildebrandt, als auch durch unsere Hauptgeschäftsstelle zu beziehen sind.



Aus dem Festzug.

Hammerschmiede. (Von Dr. Siegfried Sieber.)

(Der folgende Aufsatz entstammt meinem in Vorbereitung befindlichen „Erzgebirgsbuche“.)

In den Werken wucheten, ringsum in dürftigen Hütten hauchten die Hammerschmiedsgesellen, wahrhafte „Wäldner“. Weit von anderen Wohnungen, im wilden Waldtal wuchsen sie heran, wüste und weltfremd, jäh und zottig. In älterer Zeit, als ihre Arbeit noch besser lohnte, als der Gesell noch Aussicht hatte, Hammermeister, d. h. Besitzer des Hammers zu werden, lief ihr Leben trotz aller Einsamkeit mittelalterlich-sinnenfroh dahin: Mir sei ja de lustig Hammerschmiedsg'ell'n, Könnna da bleim, Könnna ham gieh, Könnna tu, was mr welln. — Als jedoch seit dem 16. Jahrhundert die Eisengewinnung zur kapitalistisch eingestellten Großindustrie ward, als technische Neuerungen die Gesundheit des Eisenarbeiters ausschalteten und fast nur Handlangerei und rohe Arbeitskraft verlangten, schleppten die Hammerleute die Fesseln elender Enterbter. Trotz alledem blieben sie ein lustig Völklein, absonderlich in Sprache und Sitte, darum Zielscheiben des Wikes ihrer Nachbarn und Herren. Ein kräftiger, schwarzer Menschen schlag, mit weißschimmernden Zähnen, die Hände innen bedeckt

mit hufartiger Rinde, die Finger krumm oder ungelent, dazu häufig schwerhörig oder blödsichtig infolge des Hammergetöses und der Hochofenhitze, immer einfach und gutmütig, so waren die Hammerschmiede geworden, Arbeitstiere, die als Kinder von 10 Jahren schon in die Hütte mußten, niemals eine Schule besuchten, nur die Arbeit des Vaters nachahmten, heirateten, wiederum von wildwachsenden Kindern umgeben alterten und dann „wegkamen wie ein alter Hammerschmied“, weil niemand sich der armen Alten annahm.

„Wir warn wies Vieh su roh gezeug'n, Wir larn Bugstell'n un Fluch'n“, läßt der Breitenbrunner Pfarrer Wild um 1800 sie sagen. Ja, Vogelstellen, des Hammerschmieds ganze Wäldnerleidenschaft war das! Krinike (Kreuzschnäbel), daneben auch Ruckatell und Hänflig, Zäsig und Stieglitz fingen sie ein und richteten sie ab. Röder erzählt: Da Hammerschmied warn meitog a schnofesch Volk. Kam mr zu na in dr Hitt nei, do stahnda sa in Hem, Schorzfall, Holzpantoffeln su gruß wie da klan Schiff un lastrling grußn Hütt, vun dana da ana Kramp ihr da Nos' rei guhng



Nachbildung des ehemaligen Böhmisches Tores in Schlettau.

(Zu obigem Schlettauer Heimatfest-Artikel gehörig.)

un da anara ibrn Bucl nei hühng. Un da gelienling (glühenden) grußmigling Eisebrockn hamse ringeworschtelt wie gar nißt. Gung odr amol's Feir aus, dr nachert ganga sa in Summer Krienertse stelln u funga ruta un gahla (gelbe) links un rechts geschlogena (d. h. die obere Schnabelhälfte nach links oder rechts gebogen). Dos wußt mr geleich, wu Krienertse an da Hütte hinga, do gabs a Hammerschmied."

Zwölf Stunden lief die Schicht, zwölf andere schließ der Schmied. Sie rauchten und tranken viel und liebten über alles ihr „Krumba“ (Schweineschlachten). kamen Fremde, wohl gar mit Namen, in die Eisenhütte, dann sagten die Gesellen: Mr bleim halt wie mr sei, in Häm, Schorzfall, Hut un Tratschern un Janne (sehen) ah noch imadim (um und um) ruherig aus. Stark waren sie, jawohl! Greger Harnisch aus Raschau um 1630 hat eine Eisenganz von etwa 7 Zentnern aus der Hütte gehoben und ein andermal eine Wette gewonnen, bei der 12½ Wageisen von zusammen 450 Pfund 100 Schritte auf einem Schiebbock zu fahren waren. Ein andrer schleppte einen zwei Zentner schweren Amboß von Mildenau nach Arnsfeld. 1667 hatte Magister Christian Kölich, Konrektor der Leipziger Thomaskirche, auf dem Jöhstädter Hammerwerk Hochzeit mit der Tochter des reichen Hammerherrn Meyer. Als die vornehmen Leipziger Hochzeitsgäste sich in den Hammerhütten umsahen, vermeinte ein Wagehals von Hammerschmied, ihnen Trinkgelds halber ein früher gegliedertes Kunststückchen vormachen zu können: Er wollte seine Hand geschwind durchs flüssige glühende Eisen, wie es aus dem Hochofen herausrinnet, hindurchziehen, ohne daß sie verbrenne. Es stunden 36 köstlich gekleidete Zuschauer um den Ofen, das Losstechen und Herausziehen des glühenden Eisens und das versprochene Kunststück zu sehen. Aber es mißriet dem armen Teufel. Die Glutmasse floß in den feuchten Sand, und er war zu langsam. Aber da speiet und sprühet das Feuer durch die ganze Hütte und töt großen Schaden an Hochzeitskleidern aber auch an Haut und Haar der Zuschauer, so daß sie mit Geschrei und Entsetzen aus der Hütte entwichen. Der Alsterkünstler hatte seine Finger im Eisen verbrannt und für immer gelähmt.

Wie abenteuerlich ihr Tun bisweilen war, das ahnten die Hammergesellen oft gar nicht. Im Auerhammer war 1682 ein neuer Blechhammer fertig geworden. Veit Hans Schnorr, der Hammerherr, spendete aus diesem Anlaß seinen Burschen ein Faß Bier. Im Uebermut schlug einer vor, die Kreuzottern, die ein Hochofenarbeiter in einem Faß zusammengepfercht hatte, um sie mit Milch und Semmel zu mästen und später ihren Schmalz zu nutzen, hervorzuholen und sich damit zu duellieren. Geschickt packten sie die giftigen Tiere hinterm Kopf oder beim Schwanz und schlugen sie, antiken Nachegöttinnen vergleichbar, einander um die Köpfe, ohne daß eine hätte beißen können.

Solch strotzende Menschen waren wohl im Kriege rechte Draufgänger. Als am 28. August 1632 die Kaiserlichen durch den Raschauer Grund zogen, stellte sich ihnen eine Hundertschaft Hammerschmiede entgegen. Der alte Hasel in der Schmelzhütte hatte ihnen fälschlich gesagt, es käme nur ein Streiftrupp, der plündern wolle. Deshalb nahmen sie gegenüber dem Mittweidaer Zainhammer an der Berglehne in einem Gebüsch Deckung und erwarteten den Feind. Ein Oberstleutnant im roten Koller ritt dem Heerzug voraus. Plötzlich gab der junge Georg Reinhold Feuer und schoß den Führer vom Pferde. Eiligt kehrte die Spitze um, holte Kroaten als Verstärkung, griff die Hammerburschen an und machte ihrer 39 nieder.

Gern schlugen sich die Hammerleut mit Zigeunerbanden herum. Als der Kurprinz Johann Georg 1672 nach Johanngeorgenstadt reiste, liefen unterwegs die Hammerschmiede kohl-schwarz aus ihren Hütten, um ihn zu sehen. Er lachte: „Ihr Männer, macht eure Weiber nicht schwarz!“ Sie aber reichten ihm eine schöne Büchse als Geschenk, die sie von Zigeunern erbeutet hatten. Kraftmenschen wie sie waren, schätzten sie Mut und Stärke gebührend ein. Drum hielten sie die Erinnerung an den Zaren Peter den Großen bei sich lebendig, der 1711 im Hammerwerk Grünthal bei Olbernhau sich rittlings auf den größten Hammer gesetzt und mehrmals die furchtbare Wucht des Aufschlagens ausprobiert hatte.

Die schottischen Bortenhändler in Annaberg.

Die Schotten treten uns in der deutschen Kulturgeschichte in dreifacher Gestalt entgegen: als Mönche, als Krieger, als Händler. Die letzteren tauchten schon im 16. Jahrhundert in Deutschland auf, wo sie sich am deutschen Binnenhandel beteiligten. Bezeichnend für die schottischen Händler ist, daß sie nicht die Erzeugnisse ihrer Heimat, sondern die des Festlandes vertreiben. Wir finden sie zunächst als Hausierer, später jedoch auch als Großhändler. In Annaberg werden sie zuerst im Jahre 1558 erwähnt. Eine Eigentümlichkeit der Schotten war, daß sie in den Orten, in welchen sie sich niederzulassen gedachten, in einer gewissen Anzahl erschienen und Kolonien gründeten, z. B. in Regensburg, Danzig, Annaberg. Hier haben sie sich jedenfalls in der Mitte des 16. Jahrhunderts in größerer Menge angesiedelt. Die Annaberger wehrten sich dagegen; häufig wird über die schottischen Händler, von denen in manchen Häusern fünf, sechs und mehr wohnten, Klage geführt. Die ganze Bürgerschaft war von einer tiefen Abneigung gegen sie erfüllt, so daß der Rat im Jahre 1586 Hader und Auflauf befürchtete. Besonders aber waren die Frauen, in deren Händen damals der gesamte Bortenhandel lag, mit den Fremdlingen gar nicht zufrieden. Früher hatten die Schotten ihre Waren bei den Bortenhändlerinnen gekauft, später aber kamen sie auf den Gedanken, sich mit den Bortenwirfern in Verbindung zu setzen und die Waren selbst anfertigen zu lassen. Dadurch wurden sie natürlich dem Handel der Frauen sehr gefährlich, zumal sie sich nun auch in Annaberg dauernd niederließen. Die Klagen der Bortenhändlerinnen wird man daher als berechtigt anerkennen müssen. Auch die Bergleute waren den fremden Kaufleuten feindlich gesinnt, weil sie sich nicht am Bergbau beteiligten, was man ihnen schon um deswillen nicht verübeln wird, da ihnen, den gewandten Kaufleuten, eine derartige Geldanlage als höchst unsicher erscheinen mußte. Da die Schotten wenig Neigung zeigten, sich mit den Einheimischen in Sitte und Sprache zu verschmelzen, so war auch der gemeine Mann nicht gut auf sie zu sprechen. Es wird ihnen zum Vorwurfe gemacht, daß sie sich abseits von den andern halten und nur „zu Haus“ in den Wirtschaften erscheinen. Da sie sich dort untereinander nur ihrer Sprache bedienten, so glaubte der Annaberger Bürgersmann, er werde von ihnen verlacht und verspottet, und so kam es nicht selten zu Zank und zu Streit. Nicht minder gab auch das Glaubensbekenntnis der eingewanderten Händler Anlaß zur Beschwerde. Sie genossen das Heilige Abendmahl in Anhalt, kennzeichneten sich also damit als Reformierte, weshalb man auch in Annaberg das Eindringen irriter Lehren befürchtete. Trotz aller Beschwerden setzten sich die Schotten doch immer fester; sie wurden mit der Zeit, im 17. Jahrhundert, sogar Hausbesitzer und trieben neben ihrem Handel besonders Geldgeschäfte. Sie erschienen auch nicht mehr als Hausierer, sondern als Großhändler; ihre Stellung ist überhaupt eine andere, bessere geworden. Ihr Geschäft hatte ihnen viel Besitz eingebracht, weshalb sie im Volksmunde die reichen Borten-Schotten hießen. Auch die Bergleute waren jetzt zufriedengestellt, da sich die Fremden lebhaft am Bergbaue beteiligten; verfügte doch Lindeseyer allein über 170 Rure. Die Hauptgegner der Schotten im 17. Jahrhundert sind die Annaberger Kaufleute, die in der Kramerinnung vereinigt waren. In einer Eingabe an den Landesherrn bitten sie, nicht mehr so viel Schotten einwandern zu lassen und ihnen zur Besorgung ihrer Geschäfte nur einen Aufenthalt von 14 Tagen in den Gasthöfen zu gestatten und zwar jährlich nur zweimal. Weiter aber hinderten sie die Fremden, Bürger zu werden und Grundbesitz zu erwerben; man nahm sie auch nicht in die Innung auf. Einzelne wußten sich dennoch durch diplomatische Vermittelung zwischen dem schottischen und sächsischen Hofe das Bürgerrecht zu verschaffen; ja, es kommen wiederholt Heiraten vor zwischen Schotten und Töchtern aus angesehenen Annaberger Familien; auch die Enkelin der Barbara Uttmann verheiratete sich mit einem schottischen Kaufmann. Im 17. Jahrhundert verschwinden die Schotten. Der König von Schottland verbot, wie es scheint, seinen Untertanen, weiter nach Annaberg zu gehen; die da wären, sollten bleiben, andere nicht mehr aufgenommen werden.



Nooch 'n Feierohnd.



Zeitgemäße Konkurrenten.

Ich hatt' einen Konkurrenten,
Einen ärgren findest Du nicht,
Ging ich im Preis herunter,
So tat er's auch ganz munter,
In gleichem Schritt und Tritt.

Die Bestellung kam geflogen,
Gilt sie mir oder gilt sie ihm?
Ihm gilt sie, welches Grauen!
Ich konnt in's Blaue schauen,
Und das betrübt mich sehr.

Da lief ich zu den Kunden
Im ganzen Land herum,
Offeriert zu schundigen Preisen,
Drauf ging auch er auf Reisen,
Stahl mir das Publikum.

Und als das Jahr verflossen,
Da macht ich die Bilanz,
Ach was ich da gewahre,
Es stehen meine Haare,
Mir in die Höhe ganz! —

Mein Konkurrent desgleichen,
Er macht sein Inventar,
Da muß er leider finden,
Daß er trotz allem Schinden
Auch auf dem Hunde war.

„Schweizerische Schreinerzeitung“.

's Madel vun Land.

Nach einer wahren Begebenheit von Laura Herberger.

(Nachdruck verboten.)

„De kast mieh nu schieh emohl miet nooch Chamz fahr'n loss'n; iech hieh schieh sachze Gahr alt un bieh noch nirngst hie-kumme. De Schub'rt Bartha un de Mey'r Hilma sei e Gahr güng'r wie iech, un die war'n esugar schieh in Dra'st,“ saht de Reissig Linna zu ihrer Mutt'r.

„Zuu, denkste ebb'r, dos is a rach't's W'rgnüng off dann Chamz'r Schtroß'n, in ahr'n Tur emohl nooch rechts, emohl nooch links, od'r vir- un rückwärts ze guf'n, daß änn de Schtroß'nab' od'r e Auto, od'r e Fahrrod un ann're Geschirr nett ib'rfa'r'n,“ gob 'r de Mutt'r zr Antwort.

„Ach, iech fahr dach nett elah,“ mahnet de Linna ganz drist, daß se de Mutt'r dach amende mietfah'r'n ließ.

„Na meintwang fahr miet,“ saht dodrauf de Mutt'r, „ob'r dos sog' iech dir, Kloong well iech kahne härn, wänn de wied'r-kimmst.“

Niemand war gelidlicher, wie de Linna. Ru gieng se geschwind zu ihrer Freundin, die off e paar Tog off Chamz zu ihrer Tante kumme sollt, un saht ganz fröhlich: „Mei Mutt'r läßt mieh mietfah'r'n!“

Ne ann'r'n Tog früh beizeit'n fuhr'n se wag. Obr zwä, dreimol freget de Linna ne Schaff'n'r un ann're Leit, ebb däh dar Zug ah wirklich nooch Chamz fuhr'. Esu oft dr Zug hielt, freget se, wieviel Schtatione däh noch bis Chamz käme? Wie nu dr Schaff'n'r ruffet: „Chemnig“, do schprang de Linna geschwind vun ihr'n Platz auf un saht ganz freidig: „Ru warsch drreich!“

Se machet ob'r kahne garstching Aang, wie se dann gruß'n Bahuhuf sog, un mahnet zu ihrer Freundin: „Odr dos is e

Bahuhuf, do kriecht unnr Se h m'r Bahhöf'l hunn'rt mohl nei! Wänn mr nār do arsch wiedz'r naus wār'n!“

Ihre Freundin wußt obr Bescheid un saht: „Wäzte, wuhie ich dich fuhr'? Zun Schloßteich, un do fütt'r'n mr de Schwäne.“ Dos war dr Linna racht; dänn se hat drhamm ah ihr Freid, wänn se ihre sechs Gän' fütt'r'n kunnt.

Ru sog'n se off dr Bank an Schloßteich un hätt'n ball 's ganze Chamz dibr v'rgass'n. Endlich nooch ball zwä Schtund'n mahnet de Linna: „Jech hoh racht'n Durst, ike well'n mr nār emohl sah, wu's e Wirtshaus gibt.“

„Ru,“ gob'r de Freundin zr Antwort, „heit trink'n mr obr emohl Kafao mit Schlogsfahne.“ Un wie se wied'r in dr inn'r'n Schtadt ahtumme warn, lehret'n se in'n Kaffee ei, wu obr kaum noch e Plaz'l ze find'n war. Endlich hatt'n se e kla Tisch'l an'n Janst'r entdeckt.

„Was wünschen die Damen zu trinken?“ freget dr Kelln'r. „Zwa Schalle Kafao mit Schlogsfahne,“ saht dodrauf de Linna. — „Schalle“ gibt es bei uns nicht, aber Tassen,“ drwideret dr Kelln'r.

„Ru do bränge se ahm Tass'n,“ saht lach'nd de Linna. 's dauret nett ze lang, do schtand'n off änn Präsentierbrat'l zwä Tassen mit Kafao un Schlogsfahne un e Trinkgelohs vull Wass'r für de Linna un ihre Freundin off'n Tischl.

Wie dr Kelln'r fort war, saht de Linna schachte zr Emma (esu hieß de Freundin): „Na, die sei obr ausgeneht, do schtell'n se änn geleich 's Wass'r miet har, daß mr ja, eh mr gieht, de Tass'n a uf w a s h'n jell. Dos v'rlangt in un'rer Sehm' kah anzigr Wirt, un die hohm nett esu viel Dinstleit, wie die do! Ru, mir sell's off dos biss'l Aufwasch'n nett ahtumme.“

Wie de Tass'n ausgebrant'n war'n, nahm de Linna dos Wass'rgelohs un goß in jede Tass' de Hälft' nei, un weil'r dr Aufwaschlapp'n fahlet, wusch se de Tass'n racht schieh mit ihr'n Fing'r'n aus.

Ike wur'n jes an Nachb'rtesch gewahr, die sieh ball de Lipp'n wag biss'n, im nett gered naus ze lach'n. De Linna obr ließ sich nett stār'n, se nahm die zwä Tass'n, ging drmet naus in Huf, wu e Wass'rthoh ahgebracht war, un spület de Tass'n noch racht schieh oh. Nocht schtürzet se 's Wass'rgelohs un die zwä Tass'n off'n Präsentierbrat'l im, daß se austropp'n sollt'n, un saht zr Emma: „Na, nu kenne se sich zefried'n gahm, do kunnt'n se ah geleich noch e Wischtuch drzu harlang.“

Wie se bezohlt hatt'n un zr Tir naus war'n, brong die Gäst' an dann Nachb'rtesch'n, die de Linna beobacht hatt'n, in e harzliches Gelacht'r aus un e Harr saht: „Das Bild kommt nächst'n in die fliegenden Blätt'r, das wird ein köstlicher Spaß!“

De Linna obr hoht schpet'r, als se ihr'n Irrtum eigesah hat, salbr noch oft dibr'r lach'n müssen. —

Warum die Kanone nicht schießt.

Der bekannte Reorganisator der österreichischen Kavallerie, General Graf Edelsheim, beschäftigte einst eine Kavallerie-Division, der einige Geschütze zugeteilt waren.

„Alles absetzen!“ befahl der General und winkte einen der Kanoniere heran:

„Sagen Sie uns, wie ladet man eine Kanone?“

Dieser leichten Frage entledigte sich der Soldat, indem er die einzelnen Griffe markierte und hierbei die entsprechenden Erklärungen abgab:

„Zuerst öffnet man den Verschuß. Dann kint das Geschuß eini, die Spitze nach vurne. Dann die Patrone, mit dem Bund vurne. Nachher wird der Verschuß zudraht und das Brandel aufg'setzt.“

„Gut mein Sohn! Sind Sie jetzt fertig?“

„Ja wui!“

„Können Sie nun schießen?“

„Naa!“

„Aber warum denn nicht? Sie haben doch ganz ordnungsmäßig geladen.“

Der Kanonier machte Glogaugen und schwieg verlegen.

„Nun, warum sollen Sie nicht schießen können?“

„Weil nix drin is, Herr General!“